

Der Ball ist rund: Das haben auch die Magnum-Fotografen bemerkt. Ein Bildband für Fans. 54

Experten für Hummer: Beim Bachmann-Wettbewerb in Klagenfurt traten sie gegeneinander an. 54

America by Castorf: Schöne Sing- und Tanzspiele, dampfende Emotionen. 55



«Es braucht den Zirkus für die Literatur»

So bekannt, so populär wie Peter von Matt ist kein anderer Schweizer Literaturwissenschaftler. Am Montag hält der 65-jährige Germanist in Zürich seine Abschiedsvorlesung.

Mit Peter von Matt sprachen Martin Ebel und Peter Müller

Die Universität Zürich hat grosse Probleme. Zu viele Studenten, zu wenig Lehrkräfte, wirtschaftlicher Druck, angebliche Ineffizienz. Sind Sie da froh, emeritiert zu werden?

Nein, nicht aus diesem Grund. Was mich belasten würde, wenn ich noch länger hier wäre, ist, dass die Forschungszeit der Professoren immer mehr und dramatisch aufgefressen wird durch die sich häufenden Reformprozesse und Reformbefehle und dass an höherer Stelle kein Bewusstsein für dieses Problem vorhanden ist. Man setzt voraus, dass die Professoren wissenschaftlich arbeiten, verlangt aber zugleich immer mehr Verwaltungstätigkeit von ihnen. Das geht nicht zusammen. Das zahlenmässige Verhältnis von Professoren zu Studenten ist schlecht, viel schlechter als zu der Zeit, in der ich angefangen habe; das Verhältnis von Forschungszeit und Verwaltungszeit aber ist katastrophal.

Viele Literaturprofessoren können nicht reden und schreiben, viele Literaturstudenten nicht lesen und geniessen. Werden in



Das ist Ihr Begriff – und steht in einem gewissen Widerspruch zu meiner Selbsteinschätzung.

Sie werden landauf, landab befragt, wenn es um intellektuelle, politische, moralische Fragen geht. Wenn die Swissair groundet, fragt man den Literaturwissenschaftler von Matt: Wie ist das einzuordnen?

Übertreiben Sie nicht! Das ist ein Medienphänomen. Wer einmal sein Gesicht in die Mattscheibe geschoben hat, ist eben optisch präsent. Das ist eigentlich völlig bedeutungslos und hat auch etwas Zwielichtiges. Es gibt in den Medien ein grosses Bedürfnis nach Menschen, die zu verschiedenen Themen kurz und prägnant sprechen können. Und da habe ich in der Tat einen gewissen Ehrgeiz, mich plastisch und anschaulich auszudrücken. Und wenn das ein-, zweimal funktioniert, wird man immer wieder gefragt. Es hat mich aber auch immer gereizt, die Brücke zwischen der Uni und den Medien zu schlagen, andere Leute zu erreichen und auf verschiedene Arten zu schreiben. Das alles hat auch etwas Gefährliches, eine etwas anrühige künstlerische Dimension, bis zu dem Punkt, wo man ein Interview gibt, als wolle man ein Interview parodieren.

So wie jetzt?

(lacht) Sie werden es schon bearbeiten!

Die Schweiz hat seit dem Tod von Frisch und Dürrenmatt keinen Nationalschriftsteller mehr. Tröstet sie sich jetzt mit Ihnen als Nationalliteraturwissenschaftler?

Es ist doch eine kollektive Illusion, dass, seit die beiden Mammut hinter dem Horizont verschwunden sind, niemand mehr da wäre. Wir haben doch etliche Schriftsteller

cher eine dieser interessanten Spielformen, wie immer man es beurteilt. Wir können die Kultur des Fernseh-Talks nicht mehr abschaffen, sie ist zu einem Teil unserer Öffentlichkeit geworden, sie hat eine Funktion in unserer Demokratie, und deshalb muss man schauen, dass auch die Literatur in dieser Kultur präsent ist. Die sorgfältig geschriebene Literaturkritik für den konzentrierten Leser ist unbedingt nötig. Der Kontrast zu den lautstarken Ereignissen. Aber umgekehrt: Nur für die Stillen in den Lande stille feine Texte zu schreiben über stille feine Autoren: Das macht die Gelehrten auch nicht feist auf Dauer. Es braucht den Zirkus, auch für die Literatur. Jede kulturelle Öffentlichkeit hat immer eine zirkusartige Dimension, das war schon bei den alten Griechen so, die haben Theater nicht als Wettbewerb gemacht – man kann sich vorstellen, wie da nachher über den Schiedsrichter geschimpft wurde!

Sind nicht die Kritiker in unseren Tagen wichtiger geworden als die Autoren?

Ich glaube nicht. Wenn es keine Kritik gibt, gibt es immer noch Autoren, wenn keine Autoren gibt, gibt es auch keine Kritiker mehr. Hinter Ihrer Frage verbirgt sich eine falsche Diagnose: Sie messen nicht den Lärmpegel.

Dann wollen wir es anders angehen. «Tot eines Kritikers», jener Roman von Martin Walser, der derzeit so viel Wirbel verursacht, zeigt das Gefühl tiefer Ohnmacht, das ein Autor gegenüber einem Kritiker empfindet.

Das ist gewiss ein intensives Gefühl, aber es ist nicht voll und ganz im Recht. Das wäre es erst dann, wenn Autoren auch gegenüber der rühmenden Besprechung

er Ausbildung nicht entscheidende Weihen falsch gestellt? Muss nicht, wer sich mit ästhetischen Prozessen beschäftigt, auch am eigenen Leibe erlebt haben, wie solche Prozesse ablaufen?

Sie haben Recht: Idealerweise müssten die Studenten eine Grunderfahrung im literarischen Schreiben machen. Das geschieht bei uns von Zeit zu Zeit, aber nicht systematisch. In Amerika gibt es ja das «creative writing», das ist ein interessanter Versuch; bei uns ginge das nur auf Kosten etwa eines wissenschaftlichen Kurses. Wir können nur umschichten, nicht drauf-satteln.

Bei Ihrem eigenen Schreiben kann man verfolgen, wie Sie sich im Lauf der Jahre freigeschwommen haben – weg von der strengen Wissenschaft.

Ich habe tatsächlich eines Tages gemerkt, dass ich mich nicht mehr um die strengen Vorschriften, wie man wissenschaftlich schreibt, kümmern muss. Unsere Wissenschaft ist ja mit einem chaotischen Gegenstand konfrontiert, den sie nicht, wie die Naturwissenschaft, reduzieren und quantifizieren kann. Dieser chaotischen Dimension der Literatur muss ich mich stellen. Und auch als Wissenschaftler muss ich das ganze Spektrum der Schreibmöglichkeiten zur Verfügung haben. Ich schreibe ja für Leser, und da muss ich Organe und Empfindungen ansprechen, die von einem herkömmlichen wissenschaftlichen Text gar nicht berührt werden.

Folgt aus dieser Freiheit des Schreibens nicht auch ein anderes Verhältnis zur Literatur, ein existenzielleres?

Ja, natürlich treten dann auch andere Interessen in den Vordergrund. Mich hat die Beschränkung der Wissenschaft auf die Nationalliteraturen immer gestört. Alle grossen Werke der deutschen Literatur sind von grossen Werken anderer Sprachen beeinflusst worden.

Die Wissenschaft schubladisiert oft, sie domestiziert die Literatur, nimmt ihr gerade das, was Ihnen wichtig ist: die Sprengkraft.

Wenn Literatur zum Schulfach wird, wenn gelehrt und gelernt wird, dann wird sie auch domestiziert. Wir können sie nicht wie ein Stück Urwald behandeln, sie ist auch Kulturland. Beim Schreiben über Literatur ist es immer so, dass man einen Sprung in die Wildnis macht und trachtet, heil wieder zurückzukommen.

Als Sie Ihre Lehrtätigkeit begannen, in den Siebzigerjahren, standen literaturwissen-

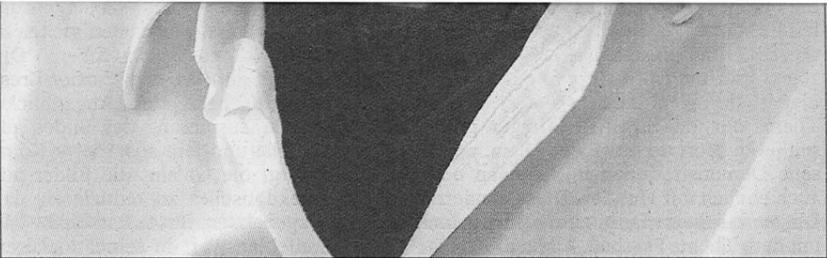


BILD THOMAS BURLA

«Ich schreibe ja für Leser»: Peter von Matt.

schaftliche Methoden hoch im Kurs. Man stritt leidenschaftlich darum, ob mit dem marxistischen oder dem psychoanalytischen Ansatz oder sonst einem System die Literatur am besten zu «knacken» sei. Das ist lange her. Wir haben den Eindruck, der Erfolg Ihrer Bücher rühre gerade daher, dass hier ein souveräner, von keiner Methode behinderter Interpret dem literarischen Werk gegenübertritt.

Das Naturwesen Germanist begegnet dem Naturwesen Literatur? Das bezweifle ich. Die Phase der Methodendiskussion war doch auch eine Zeit des Aufbruchs und Durchbruchs einer völlig neuen theoretischen Reflexion, die sich dann dogmatisch fixierte. Ich selbst habe viel gelernt in

dieser Zeit, ich bin voll auf einen dieser Züge, den psychoanalytischen Zug, gesprungen und mitgefahren. In dieser Zeit habe ich mir Grundkonzepte angeeignet, die mein Lesen, mein Beobachten steuern. Ich schaue seither Literatur anders an. Es ist wichtig, eine Zeit lang mit einem solchen Zug zu fahren, ihn vielleicht auch einmal zu wechseln. Aber irgendwann muss man sagen: Jetzt besteige ich meine eigene Kutsche. Sonst wird man zum Funktionär.

Germanistik hat nicht viel Sexappeal. Wie kommt es, dass aus einem Germanisten fast so etwas wie ein intellektueller Popstar geworden ist?

die sich engagiert zur Schweiz geäußert haben und das weiter tun: Bichsel und Hürimann, Muschg und Widmer, Ruth Schweikert und Erica Pedretti, Hugo Loetscher und Jörg Steiner. Mich stört auch das Gerede von den unpolitischen Schriftstellern. Ja, wenn wir unsern Meienberg noch hätten, wird dann gesagt. Was hätte Meienberg denn heute gemacht? Das ganze System, auf dem seine fulminante Arbeit beruht hat, ist doch weg. Vielleicht hat er sich auch deshalb umgebracht, weil er keine Wirkungsmöglichkeit mehr sah.

Sie haben sich nie am Katheder festgehalten, sondern tummeln sich auch gern im sogenannten Literaturbetrieb. Wie sehen Sie dessen Entwicklung?

Ich mag das Wort Literaturbetrieb nicht, weil es eine abschätzige Dimension hat. Die Literatur braucht Öffentlichkeit, die Öffentlichkeit braucht eine Struktur, und diese verändert sich in der Tat. Es gibt gewisse Probleme im Bereich der Vermittlung von Literatur, der Literaturkritik – aber doch immer wieder erstaunliche neue produktive Formen literarischer Öffentlichkeit. Nehmen Sie die Literaturhäuser, nehmen sie das Festival in Leukerbad, nehmen Sie das Wettlesen von Klagenfurt. Auch das «Literarische Quartett» war si-

sagen: So geht das nicht. Man darf sich über den Verriss nicht beklagen, wenn man das Lob kritiklos akzeptiert, denn ein Lob gilt nur, wenn auch ein Verriss möglich wäre. Die heutige Diskussion verzerrt die Verhältnisse, weil sie nur einen Kampf zwischen Autor und Kritiker gelten lässt. Der Kritiker schreibt aber nicht dem Autor einen Brief, sondern er schreibt an die Öffentlichkeit. Ein bedeutender Teil unserer Bevölkerung, die lesende Bevölkerung, wünscht eine literarische Öffentlichkeit, und dann müssen auch Verrisse möglich sein. Es ist die Volonté générale, die die Institution der Kritik begründet. Wenn etwa der «Tages-Anzeiger» erklären würde: Wir schaffen alle Buchbesprechungen ab, dann würde er sein Gesicht verlieren.

Das Problem ist doch, dass sich Autoren von scharfer Kritik persönlich bis ins Mark getroffen fühlen, weil sie sich in ihrem Werk, dem die Kritik gilt, als Person ausstellen.

Gut – aber eine Dimension der demokratischen Öffentlichkeit ist immer die Polemik, und die Polemik ist immer verletzend. Auch Satire ist immer verletzend. Es gibt hier sogar eine inhumane Dimension. Und die muss abgewogen sein gegen das Recht auf das freie Wort und den Anspruch der Öffentlichkeit, gut informiert zu werden.

Ganz konkret: Wo stehen Sie in der Walter-Schirrmacher-Reich-Ranicki-Affäre?

Ich kann nicht definitiv Stellung nehmen, weil ich das Buch noch nicht gelesen habe. Ganz generell ist es ein Kampf um Macht in der literarischen Öffentlichkeit. Auch unter Autoren, auch unter Kritikern wird um Schlüsselpositionen gekämpft. Es ist ja kein Zufall, dass in allen Ländern die Spitzenautoren einander nicht so wahn-sinnig mögen. Was mich an der Sache irritiert: Es sind immer noch die grossen Tiere der Fünfzigerjahre, die heute noch im neuen Jahrtausend, das Öffentlichkeitsmonopol haben. Bedenken Sie, was diese Debatte alles verdeckt und verdrängt an möglichen Debatten über mögliche interessante Bücher!

Wir erleben das Happyend einer universitären Karriere. Was kommt danach?

Ich weiss es nicht. Ich halte es mit der Sosas in Kleists «Amphitryon»: «Ich setz Fuss vor Fuss und lass die Spuren hinter mir.»

Die Abschiedsvorlesung von Peter von Matt findet am Montag, 1. Juli, 12.15 Uhr in der Aula der Universität Zürich statt.

Lernen, wie man genau liest

Genauigkeit und Fantasie:
Eine Erinnerung an
Peter von Matt als Lehrer.

Von Christine Löttscher

Aus der studentischen Frochperspektive gesehen gibt es drei Erscheinungsformen Peter von Matts. Es gibt, erstens, den brillanten, den inspirierten Redner, den man auch aus den Medien kennt und der an der Uni im montäglichen Ritual der Vorlesung seinen Auftritt hatte. Dann, zweitens, gibt es den Moderator der Seminare und Kolloquien, der im Hintergrund lauerte und auf mysteriöse Weise als Katalysator für die Diskussionen wirkte. Und drittens schliesslich gibt es den Coach, der seine Studenten in den Sprechstunden

ermutigte, ins kalte Wasser zu springen und möglichst viel selbst herauszufinden.

Von Matts Vorlesung war eine Institution mit grosser Anziehungskraft. Die ersten zehn Reihen waren immer von älteren Damen besetzt, die schwärmerisch emporblickten, als ob der Messias vor ihnen stünde. Nicht dass von Matt sich als Messias aufgespielt hätte, im Gegenteil; wenn die Huldigungen zu emphatisch wurden, klemmte er sie ohne Rücksicht auf Verluste ab. Schwärmen sollte man für die Bücher, nicht für ihn. Ein Messias ist er schon deshalb nicht, weil er nicht die Wahrheit verkündet, sondern zwei viel wichtigere Dinge: Er zeigt den Zuhörern, wie man liest, genau liest, zwischen den Zeilen liest, gegen den Strich liest. Und er versteht es, mit seiner Begeisterung die Leselust ins Unermessliche zu steigern.

«Lesen Sie zuerst einmal», pflegte

von Matt auch in seinen Sprechstunden zu sagen. Von Theorien hielt er nicht viel, wenn die solide Kenntnis der Primärtexte fehlte. Und Gnade Gott, wenn er in einer Arbeit Begriffe fand, die unreflektiert verwendet wurden: den Gegensatz von Natur und Kultur zum Beispiel. Er ärgerte sich, wenn seine Studenten hohle Phrasen nachplapperten, anstatt die Gelegenheit zu packen, etwas Neues zu entdecken. Umso mehr Verständnis hatte er für verrückte Thesen, für neue Zusammenhänge und Schlussfolgerungen, die auch einmal das Spekulative streifen durften.

Die Voraussetzung war aber immer haargenaue Lektüre, schlüssige Argumentation – und souveräne Beherrschung von Orthografie und Grammatik. Wer bei von Matt studiert hat, kommt nicht mehr auf die Idee, Genauigkeit und Fantasie für Gegensätze zu halten.